



Wissenschaftliches Schreibwerkstatt

Dino Capovilla, Julius Geiger & Fabiana Page

Dieses Papier soll Ihnen als Handreichung zur Verfassung von Hausarbeiten und Abschlussarbeiten dienen. Dabei gliedert es sich in grundlegende Überlegungen zum wissenschaftlichen Arbeiten, eine hoffentlich inspirierende Methodensammlung, Recherchetechniken und Quellenarbeiten mitsamt der wissenschaftlichen Zitation und schließlich einige Überlegungen zum Schreiben selbst.

1 Grundlagen zum wissenschaftlichen Arbeiten

Als Wort besitzt Wissenschaft die Bestandteile „Wissen“ und „schaffen“. Meist verstehen wir Wissen dabei im Sinne von Erkenntnissen. Dem Wortsinn nach lautet das Ziel wissenschaftlichen Arbeitens dementsprechend, neue Erkenntnisse zu generieren.

Wissenschaftliches Arbeiten beschreibt die Tätigkeit, eine Fragestellung zu beantworten, die – zumindest potentiell - zu neuen Erkenntnissen beiträgt. Thema sind Fragestellungen, die dem bestehenden Wissen etwas hinzufügen. Demgemäß ist die reine Zusammenfassung eines Buches über Menschen mit Behinderung keine Wissenschaft, die Untersuchung entlang der Fragestellung, welches Bild von Menschen mit Behinderung das Buch zeichnet, hingegen schon. Außerdem müssen, um Wissenschaftlichkeit zu gewährleisten, die wissenschaftlichen Standards erfüllt werden. Solche wissenschaftlichen Standards stellen unter anderem die Nachvollziehbarkeit und die Reproduzierbarkeit dar.

Um Nachvollziehbarkeit sicherzustellen, muss die Bearbeitung der Fragestellungen auf Basis wissenschaftlich-anerkannter Methoden geschehen. Maßgeblich ist, dass Interessierte nachvollziehen können, warum die Ergebnisse im Kontext der Fragestellung Wissen schaffen. Werden hierfür bereits erprobte und von einer Mehrheit der Forschenden anerkannte Methoden verwendet, gelingt diese Begründung leichter, als wenn eine eigene neue Methode hierfür erdacht wird. Von der Tauglichkeit dieser neuen Methode müsste dann die Gemeinschaft der Forschenden erst überzeugt werden, was durchaus mühsam sein kann. Sozusagen bildet die Methodenwahl, und insbesondere die Begründung der Wahl, das Fundament einer wissenschaftlichen Arbeit. Dabei stehen v. a. die Fragen „warum wende ich ausgerechnet diese Methode an?“ und „aus welchem Grund verspricht die Anwendung dieser Methode neue Erkenntnisse?“ im Fokus. Um Reproduzierbarkeit zu gewährleisten, werden die Fragestellung, die verwendete Methodik und die Ergebnisse in einer anerkannten Form aufbereitet und dargestellt. Zu dieser anerkannten Form gehört auch die korrekte Zitationsweise, die noch ausführlich thematisiert wird. Während sich Fragestellungen, Methoden und Ergebnisse häufig diskutieren und aus unterschiedlichen Perspektiven bewerten lassen, gilt dies nicht für die wissenschaftlich anerkannte Form der Darstellung. Aus diesem Grund gibt es bei Studienarbeiten vor allem für formale Fehler spürbare Abzüge. Beispielsweise werden Arbeiten mit Fehlern im Literaturverzeichnis definitiv nicht mit einer 1,0 bewertet.



Bei Haus-, Bachelor- oder Zulassungsarbeiten wird eine wissenschaftliche Fragestellung unter Anleitung einer betreuenden Person bearbeitet. Eine Masterarbeit hingegen ist die geführte selbständige Bearbeitung einer wissenschaftlichen Fragestellung, bei der die betreuende Person keine Empfehlungen ausspricht, sondern mögliche Optionen und Alternativen aufzeigt. Zwischen diesen wählt die bearbeitende Person schlussendlich selbstbestimmt. Eine Doktorarbeit ist die selbstständige Bearbeitung einer selbstgewählten und neuen Fragestellung, die den wissenschaftlichen Erkenntnisstand substanziell erweitert. Dabei wächst die bearbeitende Person im Kontext der Fragestellung in der Regel über die spezifische Fachexpertise der betreuenden Person hinaus, deren Aufgabe sich vor allem auf die gemeinsame Reflexion und Motivation beschränkt.

1.1 Grundsätzliches Vorgehen

Wissenschaftliches Arbeiten beginnt mit einer fachspezifischen Analyse der Fragestellung. Dies bedeutet, dass im ersten Schritt die Fragestellung hierarchisch zerlegt und auseinandergenommen wird, um so relevante Perspektiven und Facetten zu erfassen. Im zweiten Schritt werden die verwendeten Fachbegriffe fachspezifisch bestimmt und definiert. Hier ist es wichtig alle Begriffe zu beleuchten, auch die, welche als bekannt vorausgesetzt werden. Dies ist wichtig, da sich beispielsweise die Bedeutung von Begriffen in der Alltagssprache, der Bildungssprache oder in der Fachsprache unterscheiden können. Die in diesem Zusammenhang getroffenen Entscheidungen über die Verwendung von Begriffen gehört selbstverständlich mitsamt nachvollziehbarer Begründungen in die Arbeit.

Nach Klärung der Fragestellung und der verwendeten Begriffe kann mit der Entwicklung eines Untersuchungsdesigns begonnen werden. Das Untersuchungsdesign ist exakt das, was zur Bearbeitung der Fragestellung praktisch umgesetzt werden soll. Dies ist vor allem dann der logische nächste Schritt, wenn die forschende Person bereits eine Vorstellung hat, was im Rahmen der Forschung praktisch getan werden soll. Ist dies nicht der Fall, so empfiehlt sich ein Beginn mit der Erhebung des Stands der Forschung, der sich ansonsten an das Untersuchungsdesign anschließen würde. Die Erhebung des Forschungsstands dient der Inspiration zur Wahl einer geeigneten Methode und der Erfassung bereits bekannter Forschungsergebnisse sowie methodischer Erfahrungen. Auf dieser Grundlage kann bestimmt werden, wo Wissen geschaffen werden kann und wie dieses im bestehenden Wissen zu verorten wäre. Hieraus lässt sich dann das anzuwendende Untersuchungsdesign fertigstellen. Entscheidend ist dabei, dass realistische und messbare Ziele der Forschung bestimmt und festgelegt werden, damit die Arbeit auch irgendwann ein Ende findet. Dies gilt auch dann, wenn die Ergebnisse nicht das zutage gefördert haben, was eigentlich erwartet wurde.

Nach Durchführung der praktischen Forschungsleistungen beginnt die Auswertung der Ergebnisse. Auf Basis der ausgewerteten Ergebnisse geschieht die Ableitung möglicher Erkenntnisse. Diese Ergebnisse und Erkenntnisse werden dargestellt und diskutiert. Ergebnisse diskutieren heißt, die Erkenntnisse mit anderen Forschungsergebnissen und -erkenntnissen ins Verhältnis zu setzen. Außerdem umfasst die Diskussion eine vergleichende Bewertung mit den anderen Ergebnissen, daraus abgeleitete



Schlussfolgerungen mit Blick auf die Fragestellung, das Herausstellen wie durch die Forschung Wissen geschaffen wurde und eine sachkundige und angemessen kritische Betrachtung der eigenen Forschungsleistung.

Am Ende sollte eine Zusammenfassung geschrieben werden, die an den Beginn der Arbeit gesetzt wird. In dieser wird jedes Kapitel auf einen Satz reduziert, weshalb sie demnach die Fragestellung, die Methode, die Ergebnisse und die Diskussion jeweils reduziert auf einen Satz enthält. Bei Arbeiten aller Art werden vermutlich die Zusammenfassung und die Diskussion am häufigsten gelesen werden, wie alle Forschenden im Rahmen ihrer Literaturarbeit irgendwann feststellen.

1.2 Stringenz und Konsequenz

Stringente Logik entsteht durch einen „roten Faden“ der letztlich überall irgendwie zu erkennen ist. „Warum befindet sich ein Textabschnitt – v. a. im Hinblick der Fragestellung - genau hier?“. Kann diese Frage für alle in der Arbeit enthaltenen Absätze beantwortet werden, dann ist die Arbeit schlüssig. So erscheint es sinnvoll, die Arbeit im letzten Schritt genau mit dieser Frage im Fokus erneut zu lesen, um entsprechende Kürzungen vorzunehmen. Jenseits solcher inhaltlichen Kürzungen tragen wortbezogene Kürzungen, zum Beispiel die Streichung von Wortfiguren, Stilmittel, Füllwörtern etc. („auch“, „im Rahmen“, „letztlich“ etc.), zum wissenschaftlichen Grundton der Arbeit bei.

Eine stringente Logik lässt sich beispielsweise durch die Arbeit entlang einer dynamischen Gliederung erreichen. Das bedeutet, dass bei einer simplen Gliederung der Art „Einleitung – Theoretischer Hintergrund – Methodik – Ergebnisse – Diskussion“ begonnen wird, die schrittweise im Verlauf der Arbeit durch weitere Unterpunkte ausdifferenziert oder durch das Ausformulieren kompletter Sätze konkretisiert wird. Bei ausreichender Fülle werden die ausformulierten Punkte zu Absätzen, wodurch sich die Gliederung irgendwann wieder schrittweise reduziert.

Konsequentes wissenschaftliches Arbeiten baut auf das Prinzip der Nachvollziehbarkeit der Forschung. Es geht darum, dass interessierte Lesende in ihrem linearen Lesefluss stets nachvollziehen können sollen, welche Entscheidung wann und warum getroffen wurde und warum etwas auf genau diese Art und Weise und eben nicht anders gemacht wurde. Aus diesem Grund müssen in der Arbeit alle wesentlichen Begriffe entsprechend ihrer Verwendung definiert, die einzelnen Schritte der Forschung detailliert und reproduzierbar dargestellt werden sowie die gezogenen Schlussfolgerungen evident und nachvollziehbar sein.

Der interessierten lesenden Person müsste es möglich sein, die durchgeführte Forschung möglichst 1 zu 1 zu wiederholen und somit die Ergebnisse zu überprüfen und reproduzieren. Während dies bei theoretisch orientierten Arbeiten in der Regel verhältnismäßig einfach dargestellt werden kann, gestaltet sich diese Aufgabe bei Studien im Feld- oder im Laborkontext schwieriger. Jenseits von naturwissenschaftlichen Laborexperimenten mit überschaubar vielen und beherrschbaren Rahmenparametern lassen sich das Antwortverhalten, die Interviewinhalte, Verhaltensspuren etc. kaum



reproduzieren, weshalb es hierbei vor allem um den detaillierten Nachweis der Plausibilität geht.

Ein weiteres Augenmerk sollte vor allem bei theoretisch orientierten Arbeiten durchgehend auf der Bedeutung der eigenen wissenschaftlichen Leistung liegen, die das geschaffene Wissen bestimmt und somit unverzichtbar ist. Zur eigenen wissenschaftlichen Arbeit zählt unter anderem das Beschreiben der Herangehensweise und der Methodik, das Abwägen von Alternativen im Herangehen und der Methodik, die Zusammenstellung von Zitaten, die durch eigene Formulierungen sinnvoll verbunden werden oder auch solide argumentierte Schlussfolgerungen. In diesem Zusammenhang spielt der Begriff der „Verwebung“ eine zentrale Rolle. Eigene wissenschaftliche Leistung wird unter anderem daran erkannt, dass Inhalte unterschiedlicher Quellen sprachlich zu einem Ganzen verwoben werden und die lesende Person das Ergebnis als Ganzes und nicht als Aneinanderreihung von Zitaten erlebt.

1.3 Formatierung und Textgestaltung

Bei der Gliederung sollte darauf geachtet werden, dass an keiner Stelle Unterüberschriften alleine stehen. Solche „einsamen“ Unterüberschriften können in der Regel in die übergeordnete Überschrift integriert werden. Textabschnitte, die durch eine Unterüberschrift überschrieben werden und nicht als Einleitung für mehrere folgende Überschriften dienen, sollten mindestens 12 Zeilen lang sein. Die Seiten der Arbeit sollten sich einigermaßen gleichmäßig über die Gliederung verteilen. Das bedeutet beispielsweise, dass die erste seitenmäßige Hälfte der Arbeit durch etwa gleich viele Punkte gegliedert sein sollte, wie die zweite. Schließlich sei noch darauf verwiesen, dass die Länge der Arbeit in der Regel die einzige Vorgabe ist, die bei Nichterfüllung als Formfehler kategorisch zur Nichtbestehen führen kann. Dabei wird die Länge von Studienarbeiten gewöhnlich in A4 Seiten gemessen, die mit jeweils 2.500 Zeichen inklusive Leerzeichen gefüllt sind. Weitere konkrete Vorgaben zur Formatierung und Textgestaltung werden an dieser Stelle nicht gegeben. Es gehört zur pädagogischen Profession selbstbestimmte und begründete Entscheidungen zur Formatierung und Textgestaltung zu treffen.

Außerdem wird selbstverständlich vorausgesetzt, dass sämtliche Arbeiten soweit wie möglich barrierefrei sind und alle Abweichungen, die in diesem Sinne behindern können, nachvollziehbar begründet werden.

Entscheidend ist, dass die gesamte Arbeit nach den Prinzipien einer modernen Textverarbeitung unter Verwendung von Formatvorlagen erstellt wurde. Wenn Überschriften, Absätze, Aufzählungen, Literatureinträge etc. durch die Zuweisung definierter Formatvorlagen formatiert werden, ergibt sich zum einen die Barrierefreiheit fast von selbst. Zum anderen folgt daraus die durchgehende optische und strukturelle Einheitlichkeit, die für eine wissenschaftliche Arbeit maßgeblich ist.



2 Methodensammlung

Der folgende Abschnitt soll einen Überblick zu wissenschaftlichen Methoden geben, die in der pädagogischen Profession von Bedeutung sein können. Diese rein überblicksmäßige und natürlich keineswegs vollständige Darstellung soll der Inspiration dienen und zum selbständigen Weiterlesen anregen.

Die vermutlich komplexeste wissenschaftliche Arbeit ist die zusammenfassende Literaturstudie, die kurioserweise von diversen Studierenden als Mittel der Wahl zur möglichst einfachen und zügigen Verfassung einer Studienarbeit begriffen wird. Die methodische Substanz einer Literaturstudie ist ein fehlerfreies wissenschaftliches Schreiben und die einwandfreie Recherchetechnik, was in der Regel ein zentraler Lerngegenstand aller im Verlauf eines Studiums angefertigten Studienarbeiten ist. Da die Arbeit auf diese Methodik reduziert bleibt, wirken sich entsprechende Fehler, die erfahrungsgemäß in fast allen Studienarbeiten passieren, umso tiefergehend aus, da keine andere gut angewandte Methode kompensierend wirken kann. Eine zusammenfassende Literaturstudie lebt vor allem davon, dass sie den Forschungsstand vollständig darstellt. Genau das fällt aber Studierenden möglicherweise schwer und stellt selbst für Hochschullehrende durchaus eine Herausforderung dar. Mit der Literaturstudie erweist es sich häufig als Herausforderung, den geforderten Umfang der Studienarbeit zu erreichen. Vor diesem Hintergrund sei an dieser Stelle dringend vom Verfassen von Literaturstudien abgeraten, wenn die studierende Person keine besondere wissenschaftliche Vorbildung einbringen kann.

Maßgeblich für ein zielführendes Verständnis der folgenden Abschnitte ist die Unterscheidung der beiden Erkenntnisgegenstände Erleben und Verhalten, die in der Regel im pädagogischen Kontext beforscht werden. Das Erleben ist das individuelle Empfinden und Fühlen einer Person und bleibt daher für andere Personen verborgen. Andere Personen können sich dem Erleben einer Person nur annähern. Das liegt auch daran, dass das Erleben einer Person aus einer einzigartigen Zusammensetzung von persönlichen und soziokulturellen Voraussetzungen sowie aus einem individuellen Schatz von Erfahrungen bestimmt ist. Das Verhalten ist hingegen in der Regel direkt beobachtbar und kann somit als die Gesamtheit der von anderen Personen wahrnehmbaren Äußerungen einer Person verstanden werden.

2.1 Geisteswissenschaftliche und theorieorientierte Ansätze

Die Geisteswissenschaften sind ein eigenständiger Gegenpol zu den Naturwissenschaften, bei dem das Individuum als Teil eines historischen Prozesses in einer Bildungsgemeinschaft gesehen wird (Weingart zit. n. Moser & Sasse, 2008, S. 42f.). Die Geisteswissenschaft fühle sich der Aufgabe verpflichtet, die kulturelle Identität und ein menschliches Selbstverständnis zu wahren und gesellschaftliche Prozesse zu verstehen und vermitteln.

Die Methodik der geisteswissenschaftlichen Pädagogik orientiert sich an der philosophischen Denkweise. Gegenstand ist das Verstehen des individuellen Erlebens, welches sich vor allem in Worten und Texten ausdrückt: „Erleben, Ausdruck und Verstehen“ (Dilthey zit. n. Moser & Sasse, 2008, S. 42f.). Das bedeutet, dass es in diesem



Paradigma vor allem um das individuelle Erleben als Gegenstand des Interesses geht und eben nicht um das Verhalten, wie in zahlreichen anderen Ansätzen. Eine so verstandene Pädagogik baut stets auf eine besondere Beziehung zwischen der erziehenden Person und dem Zögling auf, wobei die Sinn-, Ziel- und Wertfragen von besonderer Bedeutung sind.

Konkret lässt sich natürlich keine scharfe Grenze zur empirischen Forschung ziehen – was auch nicht notwendig ist, da letztlich alle Forschung irgendwo auf Empirie rekrutiert. Vorsichtig kann jedoch postuliert werden, dass in diesem methodischen Kontext in der Regel auf sozialwissenschaftliche Erkenntnisinstrumente zur Überprüfung pädagogischer Modelle und Thesen verzichtet wird (Moser & Sasse, 2008, S. 45, 51). Dominant seien vor allem interpretative Verfahren, bei denen die Bedeutung des individuellen Erlebens und des „pädagogischen Bezugs“ für Erziehungs- und Bildungsprozesse wichtige Rollen einnehmen. Die behinderte Person rückt demgemäß mit ihrer existenziellen Erfahrung von Behinderung in den Mittelpunkt pädagogischer Arbeit.

Die vermutlich bekannteste Methode in diesem Zusammenhang ist das regelgeleitete Verstehen, das auch als Hermeneutik bezeichnet wird. In der hermeneutischen Denkweise wird der Versuch unternommen Phänomene zu verstehen. Hierin liegt eine Abgrenzung zu einer eher naturwissenschaftlichen Denkweise, bei der Phänomene erklärt werden sollen (Moser & Sasse, 2008, S. 43).

In der Hermeneutik wird vorausgesetzt, dass das Erleben durch Worte und Gesten, ferner durch wahrnehmbare menschliche Äußerungen aller Art, zum Ausdruck gebracht und auf diesem Weg von einer anderen Person verstanden werden kann. Demgemäß konzentriert sich die Hermeneutik vor allem auf Lebensäußerungen in Form überlieferter Dokumente, die in ihrer Geschichtlichkeit und in ihren sozialen und personalen Bezügen erfasst und dem eigenen Verständnis zugänglich gemacht werden sollen (Schomaker & Ricking, 2012, S. 33f.). In diesem Sinne geschieht Hermeneutik stets aus einem Bildungs- oder Leistungsvorsprung heraus. Hermeneutik kann metaphorisch als Spirale verstanden werden, bei welcher ein bestehendes Vorverständnis durch zusätzliches Textverständnis erweitert wird. Im Zuge dessen entsteht ein neues Vorverständnis, welches wieder durch weiteres Textverständnis zu einem ebenfalls neuen Vorverständnis führt. Dieser sogenannte hermeneutische Zirkel kann theoretisch unendlich fortgeführt werden.

Kritisch anzumerken ist, dass die Fokussierung auf ein zu verstehendes Individuum durchaus die Fortschreibung der Besonderung behinderter Menschen begünstigt, während die in der Pädagogik hochrelevanten gruppenorientierten Perspektiven vernachlässigt werden (Moser & Sasse, 2008, S. 51). Ungeklärt bleibt außerdem, inwiefern es überhaupt möglich ist, das Erleben anderer Personen zu verstehen und ob derart subjektiv gefärbt gewonnen Erkenntnisse tatsächlich das erfassen, was gemeinhin als Wirklichkeit verstanden wird.



2.2 Quantitative Ansätze

1962 initiiert unter anderem Heinrich Roths (1906-1983) Vortrag im Mainstream der Pädagogik eine Abkehr von der geisteswissenschaftlichen Tradition: „Realistische Wende in der pädagogischen Forschung“ (Moser & Sasse, 2008, S. 44). Dies geschah unter dem zunehmenden Einfluss der US-amerikanischen sozialwissenschaftlichen Theorien und den damit verbundenen empirischen Methoden. Die quantitative Forschung versteht sich in der Tradition des kritischen Rationalismus: (Pooper zit. n. Moser & Sasse, 2008, S. 54). Zum einen sei Theorie nur dann wissenschaftlich haltbar, wenn sie auf empirischem Wege bewiesen und somit verifiziert werden kann. Zum anderen sei eine Theorie nur dann zu akzeptieren, wenn sie formal logisch formuliert werden kann. Das bedeutet, dass sie sich an der Realität messen lassen und somit auch widerlegbar sein muss.

Nach diesem Verständnis stellt die Wirklichkeit eine nicht vollständig erfassbare Tatsache dar, in der nicht alle Phänomene wissenschaftlich überprüft oder erklärt werden können. Dieses Denken fokussiert vor allem das wahrnehmbare Verhalten und zieht ein tatsächliches Verstehen des Erlebens in Zweifel. Demgemäß wird die Erfassung und Arbeit mit „objektivierbaren“ Daten bevorzugt. Ganz im Sinne Ludwig Wittgensteins könnte also formuliert werden: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.“

Fundierte Vorüberlegungen (Literaturrecherchen, Vorstudien, qualitative Analysen etc.) werden im Zuge des Erarbeitungsprozesses zu überprüfende Hypothesen generiert und eine geeignete Überprüfungs-methode wird erarbeitet. Mögliche Methoden hierfür sind Umfragen, systematische Beobachtungen, Experimente, die funktionale Magnet-Resonanz-Tomografie etc., die sich an eine möglichst repräsentative Stichprobe richten. Um diese Repräsentativität zu erreichen, bedarf es in der Regel – daher auch quantitative Ansätze – einer quantitativ großen Stichprobe. Anhand einer geeignet gewählten Stichprobe wird versucht, die Hypothese möglichst objektiv zu überprüfen, um das Ergebnis verallgemeinern zu können. Nach der Erhebung der numerischen Daten werden diese anhand erprobter und in der Regel anerkannter Methoden ausgewertet.

Unterschieden werden dabei Studien unter Feld- und Laborbedingungen, wobei bei letztgenannten die Rahmenbedingungen kontrolliert und somit deren Effekt auf die Ergebnisse möglichst unterdrückt werden können. Dies wird durch erstgenannte Feldstudien kontrastiert, die im „wirklichen“ Leben stattfinden und somit in der Regel vom kaum kontrollierbaren Rahmenbedingungen mitbestimmt werden. Solche Studien können im Querschnitt unterschiedliche Stichproben vergleichen oder im Längsschnitt Veränderungen einer Stichprobe im Lauf der Zeit untersuchen. Forschung kann im Rahmen experimenteller Bedingungen Phänomene untersuchen (z.B. klinische Studien), bereits vorliegende Daten retrospektiv auswerten und daraus neue Erkenntnisse ziehen oder im Nachgang ohne konkrete Kenntnis der Ausgangssituation Phänomene evaluieren.



Klassische Daten für quantitative Studien sind Fragebogenergebnisse, diagnostische Befunde, digitale Verhaltensspuren wie Logfiles oder Klicks oder auch Texte aller Art wie Social-Media Posts, Kommentare zu Posts oder auch Fachbücher, die computergestützt ausgewertet werden. Außerdem können auch systematisch erfassbare Reaktionen auf Rorschach-Bilder, Film- oder Bildstimuli (Projektive Tests) oder die Ergebnisse objektiver Tests (MRT, IAT...) Gegenstand quantitativer Forschung sein. Zum Einsatz kommen ebenfalls systematische Verhaltensbeurteilungen wie periodische Bewertungen von Emotionen, Beschreibungen von Nebenwirkungen oder Ereigniszählungen.

Die maßgebliche Kritik an quantitativen Ansätzen besteht darin, dass auch das, was nicht mit Mitteln des kritischen Rationalismus beschreibbar ist, von hoher Relevanz sein kann. Beim Einsatz quantitativer Methoden in der Pädagogik kann es vorkommen, dass die soziale Komplexität vernachlässigt wird und es zu unzulässigen Vereinfachungen kommt. Außerdem kann sich auch die quantitative Forschung nicht von der Orientierung am Vorwissen, den Vorannahmen und den Zielen der forschenden Person lösen.

2.3 Qualitative Ansätze

Auch die qualitative Forschung orientiert sich an empirischen Daten. Im Unterschied zur quantitativen Forschung agiert sie jedoch eher explorativ und weniger konfirmatorisch, indem sie auf Standardisierung verzichtet und dadurch situativ sehr flexibel reagieren kann. Das bedeutet, dass es bei der quantitativen Forschung vor allem um Annahmen (Hypothesen) geht, die durch Forschung so weit wie möglich nachgewiesen werden sollen, während die qualitative Forschung sehr viel ergebnisoffener an die Fragestellung herangeht. In diesem Sinne kann die qualitative Forschung auch als Methode zur Generierung von Hypothesen verstanden werden, die dann ggf. durch quantitative Forschung bestätigt und verallgemeinert werden.

Da die qualitative Forschung keinen unmittelbaren Anspruch auf Verallgemeinerung erhebt, agiert sie mit deutlich kleineren Stichproben. Dabei werden die einzelnen Elemente der Stichprobe erheblich intensiver und facettenreicher – also qualitativ – untersucht. Dies kann durchaus von Vorteil sein, wenn eine große Stichprobe nicht unmittelbar zugänglich ist, wie dies vor allem bei Studienarbeiten häufig der Fall ist.

Die Datenquellen sind dabei noch vielfältiger als bei der quantitativen Forschung, da eine systematische Auswertung der Daten aufgrund der kleinen Stichproben keine Notwendigkeit, sondern lediglich eine Möglichkeit ist.

Untersucht werden beispielsweise verbale Daten wie Transkripte von Interviews, Diskussionen oder auch Publikationen, Narrative oder Erzählungen. Interpretierend untersucht werden können auch mediatisierte Daten wie Fotos, Filme, Dokumente oder Blogs. Dazu gehören z.B. die detaillierte Analyse von Verhaltensspuren wie Einrichtungsstile hinter Personen auf Profilbildern, Social-Media-Posts oder auch Kommentare unter Posts.

Typische methodische Auswertungsverfahren sind im Rahmen der qualitativen Inhaltsanalyse Kodierungs- und Kategorisierungsansätze. Dabei werden beispielsweise



Textpassagen oder Bildelementen bestimmte Kategorien zugeschrieben, die entweder bereits im Vorfeld deduktiv definiert wurden oder erst mit der fortlaufenden Analyse induktiv entstehen und immer weiter verfeinert werden. Da diese Kategorien dann auch quantifizierbar sind, enthält die qualitative Inhaltsanalyse auch quantitative Elemente. Im Folgenden sollen zur Übersicht einige typische qualitative Denkansätze möglichst kontrastierend vorgestellt werden, weshalb auch Ansätze beschrieben werden, die vielleicht ein wenig überholt erscheinen.

Begonnen wird mit dem Ansatz der verstehenden Soziologie nach Max Weber (Misoch, 2019, S. 6f.). Bei diesem Denkansatz soll soziales Handeln deutend verstanden werden. Demzufolge wird nach dem Sinnzusammenhang gefragt, in dem eine Handlung steht. Dabei wird ganz selbstverständlich davon ausgegangen, dass die soziale Realität in der Folge von Interpretation und Sinn- und Bedeutungszuweisungen entsteht. Folglich ist soziales Handeln stets subjektiv sinnvolles Handeln. Soziologisches Verstehen erfolgt dabei in zwei Schritten. Im ersten Schritt wird der subjektive Sinn bestimmt, den das handelnde Individuum verfolgt. Im Anschluss soll die Handlung ursächlich erklärt werden, indem nach dem Sinn gefragt wird, den die Handlung unter Berücksichtigung des Kontextes hat.

Mit der phänomenologischen Interpretation nach Alfred Schütz wird die Lücke geschlossen, die Weber mit seiner verstehenden Soziologie offenließ, da er nicht erklärte, wo genau der allgegenwärtige „Sinn“ herkommt (Misoch, 2019, S. 6f.). Im phänomenologischen Ansatz fungiert ausschließlich das unmittelbar mit den Sinnen erkennbare und erfahrbare Phänomen als Erkenntnisquelle. Mit der Annahme, dass das Objektive stets das Subjekt beeinflusst und das Subjekt stets das Objektive, dementsprechend also wechselseitige Beziehungen herrschen, kann durch die Untersuchung des Subjekts auch Erkenntnis über die objektive Wirklichkeit gewonnen werden und umgekehrt. Die phänomenologische Interpretation erfolgt in zwei Schritten: Im ersten Schritt wird das Wesen des Phänomens beschrieben und des subjektive Erleben samt Einbettung in die soziale Realität erfasst. Daran schließt sich die Untersuchung der vom Subjekt konstruierten Wirklichkeit an. Dies soll durch eine möglichst genaue Erfassung der Phänomene - so wie sie sind - gelingen, um nicht einfach nur das zu erfassen, was uns aufgrund unserer Vorkenntnisse, Vorurteile und Theorien erscheint.

Bei der Ethnomethodologie nach Harald Garfinkel steht die Untersuchung der Herstellung sozialer Wirklichkeit im Fokus (Misoch, 2019, S. 10f.). Wesentlich sei nicht das „subjektive Erleben“, sondern lediglich das „beobachtbare Handeln“. Während also die verstehende Soziologie und die Phänomenologie eher in der Tradition der geisteswissenschaftlichen Pädagogik steht, verortet sich die Ethnomethodologie deutlich näher am kritischen Rationalismus. Maßgeblich ist eben genau nicht das „Warum“, was nach dem Erleben fragt, sondern lediglich das „Wie“, welches im Handeln und Verhalten verweilt. Neben klassischen sozialen Praktiken werden vor allem alltagspraktische, unreflektierte Handlungen untersucht. Hierbei gibt es ganz unterschiedliche Ansätze.



Typisch sind Verfahren, bei denen versucht wird Aushandlungsprozesse in Gruppendiskussionen durch Diskursanalysen oder Interviews zu rekonstruieren. Dabei geht es um die Unterscheidung zwischen theoretischem und implizit handlungspraktischem (habituellem) Wissen, also Wissen, das bewusst zum Gegenstand der Interaktion gemacht wird und Wissen, das oft unbewusst als von vorn herein gültig vorausgesetzt wird. Es werden eben nicht mehr nur die Dinge untersucht, die explizit und häufig intentional durch Verhalten zum Ausdruck gebracht werden, sondern vor allem die Dinge, die nicht gezeigt werden, weil sie von der untersuchten Person für selbstverständlich oder unsagbar gehalten werden. In diesem Zusammenhang spielt das Konzept des „Habitus“ eine zentrale Rolle. Dieses bündelt wesentliche Anteile des Verhaltens, welches dem Bewusstsein der Person nicht unmittelbar zugänglich ist, bündelt.

Eine besondere Methode innerhalb Ethnomethodologie ist die Ethnografie. Die großen und weithin bekannten sozialwissenschaftlichen Studien von Erving Goffman oder Norbert Elias sind ethnografisch entstanden, indem die forschenden Personen für einen längeren Zeitraum selbst Teil des Feldes geworden sind und somit mit einem Methodenmix partizipativ geforscht haben. Im Kontext Behinderung wird manchmal auch die Methode der Autoethnografie verwendet, bei der die forschende Person bereits selbst Teil des Feldes ist. Dieses Vorgehen erscheint, was die klassische Ethnografie betrifft, aufgrund der Vermeidung einer zu weitgehenden Vordeutung, nicht sinnvoll, weshalb es einer nachvollziehbaren Begründung bedarf, warum die Methode mit Blick auf die Fragestellung zielführend ist.

Abschließend muss noch auf das Konzept einer Fallstudie verwiesen, bei der qualitativ ein herausragender Einzelfall im Detail untersucht und beschrieben wird. Während im medizinischen Kontext Fallstudien häufig personenzentrierte diagnostische Prozesse oder Krankheitsverläufe und -phänomene beschreiben, thematisieren Fallstudien in der Pädagogik häufig das Zusammenspiel aus körper- und umweltbezogenen Faktoren im soziokulturellen Kontext.

Qualitative Forschungsergebnisse unterliegen durch die enge Bindung an die forschende Person hoher Subjektivität. Die Stärke der Flexibilität im Erhebungsprozess wird aus einer objektiven Perspektive zur Schwäche, da sie ein hohes Maß an Willkür impliziert. In der Regel ist gute qualitative Forschung im Vergleich zu quantitativer Forschung deutlich aufwendiger und facettenreicher, da deutlich mehr Faktoren einbezogen werden müssen. Qualitative Ergebnisse lassen sich selten verallgemeinern, da innerhalb dieser Studien oftmals keine repräsentativen Stichproben erfasst werden kann. Aus diesem Grund ist qualitative Forschung auch nur sehr begrenzt objektiv und objektiv-verlässlich, was naturgemäß auch ein Vorteil sein kann.

Häufig wählen Studierende Methoden, welche sich in irgendeiner Form auf Interviews beziehen, aus. Trotz dieser Beliebtheit sollte bedacht werden, dass die Suche nach einer ausreichenden Zahl von Teilnehmenden, welche sich freiwillig für ein Interview bereitstellen, durchaus als Herausforderung erlebt werden kann. Vor diesem Hintergrund sollte stets auch überlegt werden, ob die Fragestellung nicht anhand bereits verfügbarer Daten bearbeitet werden kann. Beispielsweise gibt es eine



unüberschaubare Zahl an Videos im Internet und natürlich auch eine nicht zu überschauende Zahl von Posts und Kommentaren, die Gegenstand wissenschaftlicher Bemühungen sein könnten.

3 Recherchetechniken und Fachliteratur

Bevor überhaupt mit der Recherche begonnen wird, sollte ein Verwaltungssystem für Zitate bereitgelegt werden. Im einfachsten Fall kann hierfür ein Textverarbeitungsdokument verwendet werden, in das die Zitate samt Quelle kopiert oder getippt werden. Erfahrungsgemäß kann es durchaus problematisch sein, wenn das Lesen ohne systematische Vorbereitung und ohne konkreten Plan begonnen wird. Notiert man wichtige Textpassagen nicht direkt, werden in der Regel deutlich weniger zitationswürdige Daten festgehalten. Zum anderen reorganisieren Lesende ihren persönlichen Kenntnisstand während des Leseprozesses. Das kann dazu führen, dass sich Plagiate einschleichen, weil die lesende Person glaubt, den Sachverhalt schon immer genau so und nie anders gedacht zu haben, was jedoch nicht stimmt. Generell sollten die notierten Zitate nach Abschluss der Lektüre der Quelle nochmal gelesen werden, um ggf. weitere wesentliche Aspekte zu notieren, die sich möglicherweise erst in der Gesamtschau ergeben.

3.1 Quellenarten

In wissenschaftlichen Arbeiten werden unterschiedliche Quellen zitiert, welche sich in ihrer Intention und in ihrer wissenschaftlichen „Wertigkeit“ sowie auch in der Darstellung im Literaturverhältnis unterscheiden.

Monografien sind wissenschaftliche Fachbücher, die von einer forschenden Person verfasst wurden. Monografien gehen in der Regel in die Tiefe und bieten viel Hintergrundwissen. Eine besondere Form der Monografie ist das Lehrbuch, in dem Sachverhalte zum Preis einer bestimmten Oberflächlichkeit, häufig unter Verweis auf weiterführende Fachliteratur, leichter verständlich aufbereitet sind. Die Abschnitte der Monografie sind inhaltlich und logisch verbunden und auch die wissenschaftliche Wertigkeit von Monografien ist durchaus hoch. Dies gilt vor allem für Monografien, die als Doktorarbeit verfasst wurden. Des Weiteren haben Monografien einen bestimmten Ewigkeitscharakter, weshalb forschende Personen in der Regel auch genau darauf achten, dass das Geschriebene auch haltbar ist. Doktorarbeiten sind zudem von mehreren fachkundigen Personen hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Qualität überprüft und begutachtet worden, was für eine hohe Wertigkeit spricht.

Sammelbände, Herausgeberwerke, Handbücher und Tagungsbände (Proceedings) bestehen aus einer Reihe von Einzelbeiträgen zu einem bestimmten Thema, die von unterschiedlichen forschenden Personen verfasst sind. Die Beiträge sind dabei in der Regel nicht verwoben und verpacken manchmal einfach nur bereits publizierte Inhalte neu. Herausgeberwerke lassen sich Monografien meist dadurch recht gut unterscheiden, dass die einzelnen Kapitel mit jeweils eigene Autorenschaft überschrieben sind, die sich nicht notwendigerweise von der Herausgeberschaft unterscheiden müssen. Solche Beiträge werden üblicherweise von der Herausgeberschaft gelesen und hinsichtlich ihrer



wissenschaftlichen Wertigkeit begutachtet. Wirklich kritische Rückmeldungen und umfassende Überarbeitungsanforderungen werden aber nur selten formuliert. Außerdem lässt sich in den Beiträgen häufig die Denktradition der Herausgeberschaft, welche meist die Autorenschaft zusammengestellt hat, erkennen.

Artikel in Zeitschriften im Peer-Review Verfahren haben vor allem in den Naturwissenschaften, aber zunehmend auch in den Humanwissenschaften, einen sehr hohen Stellenwert. Solche Artikel werden bei Zeitschriften in anonymer Form eingereicht und dann von mindestens zwei fachkundigen Personen hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Wertigkeit begutachtet. Dabei bleiben in der Regel auch die begutachtenden Personen der Autorenschaft anonym. Häufig sind die anonymen Rückmeldungen mit umfassenden Überarbeitungsgeboten verbunden und können durchaus zu Ärger und Frust führen, wenn Kritik unzutreffend und unzureichend begründet ist.

Zitiert werden können selbstverständlich auch Webseiten, Zeitungsartikel, Berichte, die nicht verlagsgebunden sind, und letztlich alle weiteren öffentlich zugänglichen Quellen. Da für solche Quellen in der Regel keine Prüfung der wissenschaftlichen Wertigkeit erfolgt, wird auch von „grauer“ Literatur gesprochen. Schließlich können ebenfalls Filme, persönliche Gespräche, E-Mail-Korrespondenzen oder unveröffentlichtes Material zitiert werden. Diese Thematik wird im entsprechenden Abschnitt 4 näher beleuchtet.

3.2 Suchstrategien

Universitätsbibliotheken schließen in der Regel mit Fachverlagen Verträge, um die häufig kostenpflichtigen Publikationen forschender Personen der eigenen Einrichtung zur Verfügung zu stellen. Die Berechtigung der forschenden Person auf diese Quellen zuzugreifen wird mit der Zugehörigkeit zur Hochschule vergeben. Dabei erfolgt die Authentifizierung in der Regel anhand der IP-Adresse, mit der sich die forschende Person im Internet bewegt. Greift die Person aus dem Universitätsnetz heraus auf Quellen zu, wird diese Zugehörigkeit anhand der IP-Adresse sichtbar. Befindet sich das Endgerät hingegen nicht im Universitätsnetz, wird auch nicht mit einer IP-Adresse der Universität agiert. Folglich kann ohne Zugang zum Universitätsnetz keine Authentifizierung stattfinden. Dieses Problem lässt sich mithilfe eines virtuellen privaten Netzwerks (VPN) umgehen, durch welches die forschende Person auch von außerhalb eine IP-Adresse der Universität hat. Zur Einrichtung eines VPN bietet das Rechenzentrum der Universität Würzburg ausreichend Hilfestellung.

Zunehmend relevant werden open-access Publikationen, die für alle Interessierten frei zugänglich sind. Anstelle der Finanzierung des Bezugs von Publikationen durch lesende Interessierte und vor allem durch Universitätsbibliotheken, wird für die Publikation selbst bezahlt, um diese dann frei zugänglich zu machen.

Der vermutlich einfachste Weg nach Forschungsliteratur zu suchen, ist die Verwendung von Google Scholar (<https://scholar.google.com>). Definitiv lässt sich auf diesem Weg ein erster Eindruck des Themas gewinnen, insbesondere, wenn es um englischsprachige Literatur geht. Bedacht werden sollte jedoch, dass die wissenschaftliche Wertigkeit der



Suchergebnisse nicht immer sichtbar wird und eine bestimmte Vorsortierung und Reihung erfolgt, die möglicherweise nicht wertneutral getroffen wurde.

Von besonderer Bedeutung für die Suche sind die universitätseigenen Bibliothekskataloge, die inzwischen neben dem Angebot an gedruckten Medien auch zahlreiche digitale Dokumente zum Download zur Verfügung stellen. Neben diesen Bibliothekskatalogen gibt es digitale bibliografische Datenbanken. Eine bibliografische Datenbank ist eine Sammlung von Publikationen aus einem bestimmten Fachgebiet oder zu einem bestimmten Thema. Die Publikationen sind in der Regel durch Stichworte auch inhaltlich verortet und erlauben so ein zielführendes und effizientes Arbeiten. Solche Datenbanken zeichnen sich dadurch aus, dass sie thematisch relevante Quellen sammeln und gleichzeitig eine bestimmte wissenschaftliche Wertigkeit sichern. Häufig bieten sie auch diverse Dienste für die Dokumentenbeschaffung an oder stellen Volltexte zur Verfügung. An dieser Stelle seien nun einige bibliografische Datenbanken genannt, die im Kontext der Pädagogik relevant sind.

Eine Liste mit Datenbanken findet sich beispielsweise unter <https://www.bildungserver.de/erziehungswissenschaftliche-literaturdatenbanken-994-de.html>. Davon sind – zumindest nach subjektiver Einschätzung – einige Datenbanken bedeutender als andere. Drei Datenbanken sollen im Folgenden anhand der Kurzbeschreibungen von bildungserver.de vorgestellt werden.

Das englischsprachige Educational Resources Information Center (ERIC) bietet seine Online-Datenbank (mehr als 1,2 Mio. Nachweise, davon mehr als 100 000 Volltexte) für Literaturrecherchen, in denen u.a. nach Literatur (v.a. englischsprachiger) mit einer einfachen Suche nach Suchworten oder einer erweiterten Suche nach Schlagwort, Autor u.a. gesucht werden kann.

Die FIS Bildung Literaturdatenbank bietet (über das Fachportal Pädagogik) umfassende Informationen zu allen Teilbereichen des Bildungswesens. Recherche, Vollanzeige der Datensätze, Verfügbarkeitsrecherche/Anzeige der Bestandsnachweise von Literatur in Bibliotheken, Bestellmöglichkeiten, sowie die Nutzung der Exportmöglichkeiten für komplette Datensätze bzw. Suchergebnisse sind kostenfrei.

PeDOCS (Open Access Erziehungswissenschaften) schließlich ist eine Datenbank, die ebenfalls in das Fachportal Pädagogik eingebettet ist. Hier können Forschende ihre eigenen Texte selbst publizieren, die dann mit open access zur Verfügung gestellt werden. Gleichzeitig werden in PeDOCS diverse Verlagsprodukte einbezogen.

Weiterhin zu nennen ist die besondere Datenbank BIDOK (Behinderung Inklusion Dokumentation). In ihr finden sich Artikel in Volltext zum Thema Inklusion von Menschen mit Behinderung, die über eine einfache Suchfunktion gefunden werden können.

Doch wie funktioniert das Suchen in Datenbanken? Im Regelfall bieten Datenbanken neben einer einfachen Suche in der Regel auch eine erweiterte Suche an, mit Hilfe derer Eingrenzungen nach einzelnen Eigenschaften wie den Namen der Forschenden, des Erscheinungsjahrs, Schlagwörter etc. vorgenommen werden können. Damit diese Suche dennoch effizient abläuft, empfiehlt es sich die Arbeit mit einer Wortliste. Diese



Wortliste ist nicht nur für die Suche selbst relevant, sondern kann auch in der Arbeit wiedergegeben werden, um die Qualität der eigenen Literaturrecherche zu dokumentieren. Dies sollte vor allem dann angewandt werden, wenn insgesamt ein sehr überschaubares Angebot an Literatur zur gewünschten Thematik vorherrscht.

Die Erstellung der Wortliste sollte von einem oder mehreren Kernbegriffen ausgehen, die später um Synonyme und ggf. Antonyme sowie Ober- und Unterbegriffe ergänzt werden. Im nächsten Schritt sollten die Kernbegriffe ins Englische übersetzt und eine Wortliste mit gleicher Struktur generiert bzw. übersetzt werden. Die Wortliste wird dann anhand der Wörter der Reihe nach abgearbeitet und interessante Funde zur weiteren Bearbeitung heruntergeladen und gespeichert oder vorgemerkt.

Selbstverständlich sollten Suchvorgänge stets so eingegrenzt werden, dass das Suchergebnis eine logische und überschaubare Struktur aufweist. Das bedeutet beispielsweise, dass die Suche eingegrenzt werden sollte, wenn es zu einem Thema 3.000 Treffer gibt, da eine solche Menge im Rahmen einer Studienarbeit nicht sinnvoll bearbeitet werden kann. Gleiches gilt auch umgekehrt. Ist die Trefferliste leer, müssen die Suchkriterien offener gestaltet werden.

Eingrenzungen und Öffnungen lassen sich in der Regel durch die Kombination und Verknüpfung von Suchbegriffen erreichen. Dafür gibt es die sogenannten booleschen Operatoren: „UND“, „ODER“ und „NICHT“. Werden zwei Suchbegriffe mit dem Operator „UND“ verknüpft, so werden nur Ergebnisse angezeigt, die sowohl den ersten als auch den zweiten Suchbegriff enthalten. Der Operator „ODER“ hingegen vergrößert die Trefferliste um Ergebnisse, welche auch nur einen der beiden Suchbegriffe beinhalten. Es passiert häufig, dass Ergebnisse angezeigt werden, die zwar mit dem eigenen Thema verwandt, jedoch semantisch nicht passend sind. Ein Ausschluss solcher Ergebnisse kann mit dem Operator „NICHT“ gelingen. Wird beispielsweise nach dem Begriff „blind“ als Lernvoraussetzung gesucht, kann es durchaus sinnvoll sein, den Begriff „date“ mit „NICHT“ auszuschließen.

Ein weiteres Prinzip stellt die Rück- und Vorwärtssuche dar. Um weitere Quellen zur zu bearbeitenden Fragestellung zu finden, lohnt sich häufig der Blick in die Literaturverzeichnisse der bereits gefundenen Publikationen. Notgedrungen sind die so erschlossenen Quellen älter als die vorliegende Publikation, weshalb von einer Rückwärtssuche gesprochen wird. Google Scholar hingegen bietet eine Vorwärtssuche an, was ein ausgesprochener Gewinn für die Quellenarbeit ist. Bei den einzelnen Treffern in Google Scholar können über den Link „Zitiert von...“ die Publikationen, welche die Publikation als Quelle verwenden, angezeigt werden. Dabei gilt vermutlich: Je häufiger eine Publikation zitiert wurde, desto höher die wissenschaftliche Wertigkeit der Publikation.

4 Zitation und Literaturverzeichnis

Studienarbeiten werden geschrieben, um die Praxis des wissenschaftlichen Arbeitens zu erlernen. Wichtiger als der wissenschaftliche Inhalt und die erarbeiteten Erkenntnisse sind demgemäß die nachvollziehbare Darlegung, die korrekte Ausführung der verwendeten wissenschaftlichen Methodik und die akribische Sorgfalt bei formalen



Aspekten. In Studienarbeiten fällt deshalb der Methodenteil häufig umfassender aus, als in Veröffentlichungen von wissenschaftlichen Publikationsorganen. Während Studierende in den Arbeiten nachweisen, dass sie in der Lage sind, wissenschaftlich zu arbeiten, wird dies von wissenschaftlichen Publikationsorganen schlicht vorausgesetzt. Gleiches gilt für formale Aspekte, die wissenschaftliche Publikationsorgane ganz selbstverständlich voraussetzen. Das bedeutet, dass eingereichte Arbeiten mit diskutabler Methodik oder nicht einwandfreier Form solange abgelehnt werden, bis die wissenschaftlichen Standards erfüllt sind.

Das wissenschaftliche Zitieren stellt eine zentrale Kompetenz des wissenschaftlichen Arbeitens dar und ist daher in seiner Bedeutung kaum zu überschätzen. Dies wird auch dadurch erkennbar, dass sich in der Regel eine wissenschaftliche Arbeit durch den wissenschaftlichen Zitationsapparat (Zitate im Text und Literaturverzeichnis) von der Textgattung Essay unterscheidet. Einige Personen, die Studienarbeiten begutachten, beginnen mit dem Blick ins Literaturverzeichnis. So liefern die formale Aufbereitung und der Umfang des Literaturverzeichnisses nämlich erste Indizien zur Qualität der Arbeit. Nutzen Sie also die Chance, hier mit Ihrer Arbeit gleich zu Beginn einen guten Eindruck zu hinterlassen.

Mithilfe von Zitaten können Sie nachweisen, dass Sie sich mit der vorhandenen Fachliteratur beschäftigt und diese in Ihre Überlegungen einbezogen haben. Vor allem können Sie aber mithilfe von Zitaten Ihre eigene Argumentation stützen. Dinge, die bereits andere Personen wissenschaftlich schlüssig nachgewiesen haben, müssen Sie bei einem entsprechenden Verweis nicht mehr selbst zeigen. In einer Studienarbeit ist zudem sinnvoll, dass Sie möglichst alle Quellenarten einbeziehen. Auf diese Art zeigen Sie, dass Sie das Spektrum wissenschaftlicher Publikationen kennen und nutzen können.

Die Zitation und die Auseinandersetzung mit anderen Forschenden ist eine Würdigung und gilt durchaus als Kompliment. Dies gilt häufig sogar dann, wenn Sie die zitierte Argumentation oder die Erkenntnisse stichhaltig kritisieren. Wenn Sie also eine Studienarbeit schreiben, kann es durchaus sinnvoll sein, die betreuenden Personen irgendwo zu zitieren, zumindest wenn diese einen Beitrag zum Thema geleistet haben.

Fremde Gedanken mit fehlenden, fehlerhaften oder unvollständigen Quellenangaben gelten als Plagiat und verletzen die gute wissenschaftliche Praxis. Wie Sie seit einigen Jahren aus den Medien wissen, können Plagiate zum Entzug wissenschaftlicher Titel sowie zur Exmatrikulation, also dem unfreiwilligen Ende eines Studiums, führen. Bedenken Sie außerdem, dass Sie bei der begutachtenden Person auch bereits mit zweifelhaften Plagiaten für Ärger sorgen, was sich negativ auf Ihre Note auswirken dürfte.

Zitiert werden muss genau dann, wenn es sich beim Niedergeschriebenen oder Abgebildeten um fremdes Gedankengut handelt. Dies gilt nicht nur, wenn einzelne Gedanken übernommen werden, sondern auch für Argumentationslogiken, Aufzählungen oder Zusammenstellungen anderer Quellen. Es kann vorkommen, dass sich, während der Lektüre versehentlich fremde Gedanken unter das eigene Sachverständnis mischen und dann irgendwann als eigenes Gedankengut empfunden werden. Dies gilt natürlich genauso als Plagiat. Führen Sie deshalb – wie bereits



beschrieben – vom ersten gelesenen Wort an eine Zitatsammlung. Auf diese Weise vermeiden Sie solche unbeabsichtigten Plagiate.

Begutachtende Personen sind in der Regel mit der gängigen Fachliteratur bestens vertraut und erkennen treffsicher, ob Sie die Grundgedanken anderer Forschender korrekt zitieren. Weiterhin besitzen alle Schreibenden einen eigenen Schreibstil. Das bedeutet, die Textabschnitte anderer Autoren heben sich, was den Schreibstil betrifft, vom selbstgeschriebenen Text ab. Werden dann fremde Textabschnitte ohne Quellenangabe in den Text kopiert oder nach dem Kopieren durch Umstellungen und Wortersetzungen verfremdet, erkennen begutachtende Personen dies, nicht zuletzt aufgrund ihrer Berufspraxis, sehr schnell. Dazu reicht dann meistens, dass ein Teil des als merkwürdig empfundenen Textabschnitts in eine Suchmaschine kopiert wird. Computergestützte Verfahren, zum Beispiel elektronische Scans, erleichtern die Suche nach Plagiaten mittlerweile zusätzlich. Unterschätzen Sie also keinesfalls die Fähigkeiten der begutachtenden Personen und der Technik im Erkennen von Plagiaten.

Das Zitieren besteht aus den Verweisen im Text und der Quellenangabe im Literaturverzeichnis. Für das Zitieren gibt es unterschiedliche Stile. Diese unterscheiden sich meist deutlich zwischen den verschiedenen Fachdisziplinen oder auch zwischen den wissenschaftlichen Publikationsorganen.

Letztlich steht es Ihnen in Studienarbeiten frei, einen passenden Zitierstil selbst zu wählen. Als Voraussetzung gilt, dass der gewählte Stil wissenschaftlichen Ansprüchen genügt. Dennoch sollten Sie Abweichungen vom disziplinüblichen Zitationsstil stets sinnvoll begründen und nachvollziehbar machen. Maßgeblich und entscheidend ist, dass ein gewählter Zitationsstil in der gesamten Studienarbeit unverändert und konsistent bleibt. Unfreiwillige Varianten entstehen beispielsweise beim Kopieren von Quellenangaben, die unterschiedliche Zitierstile verwenden und natürlich infolge fehlender Sorgfalt. Achten Sie daher akribisch auf die einheitliche Darstellung, einschließlich der Leerzeichen, Kommas, Punkte, Abkürzungen wie „S.“ oder „pp.“ etc.

Die Sonder- und Inklusionspädagogik bevorzugt in der Regel den APA/DGP Zitationsstil. Auf den APA/DGP Zitationsstil beziehen sich daher auch die folgenden Ausführungen. Das bedeutet wiederum, dass Sie diesen Stil in Ihren Studienarbeiten ohne zusätzliche Begründung einfach verwenden können. Herausgeber des APA/DGP Zitationsstil ist die American Psychological Association bzw. die Deutsche Gesellschaft für Psychologie.

4.1 Verweise im Text

Zitiert werden kann wörtlich oder als Paraphrase, also indirekt. Wörtliche Zitate werden Wort für Wort exakt wiedergegeben und durch die Verwendung von Anführungszeichen gekennzeichnet. Im Unterschied dazu geben indirekte Zitate den fremden Gedanken sinngemäß in eigenen Worten, also paraphrasiert, wieder.

Sie müssen wörtliche Zitate exakt, das bedeutet auch ohne Korrektur der Rechtschreibung, wiedergeben. Drei Punkte in eckigen Klammern [...] zeigen Auslassungen an. Notwendige Korrekturen oder Einfügungen können zwischen eckige Klammern geschrieben werden. Dies ist zum Beispiel dann nötig, wenn Sie Zitate



grammatisch an Ihren eigenen Text anpassen müssen. Um inhaltliche Distanzierungen auszudrücken, fügen Sie dem Zitat am Ende ein sic! in eckigen Klammern [sic!] hinzu

Insbesondere ältere Literatur gebraucht Begrifflichkeiten wie „schwachsinnig“, „schwer erziehbar“ etc., die aus Sicht des 21. Jahrhunderts diskriminierend sind. Demgegenüber stehen Wortschöpfungen wie „Verhaltenskreativität“ anstelle von „Verhaltensstörungen“, die genauso diskutabel sind. Immer gilt: es gibt nicht den einen, perfekten Begriff und alle Begriffe haben eigene Vor- und Nachteile. Wichtig ist, dass Sie über solche Pro- und Kontrapunkte reflektieren und sich Ihre eigene Meinung bilden. Sind Sie der Meinung, dass die Bezeichnung „kreativ“ dem aggressiven Verhalten eines Kindes in seinen individuellen und umweltbezogenen Folgen gerecht wird? Halten Sie es für problematisch, das individuelle Sehen, mit dem ein Mensch tagtäglich lebt, als „SehREST“ zu bezeichnen? Bitte versehen Sie solche Ausdrücke gegebenenfalls mit einem [sic!] und einer passenden Anmerkung. Im Zweifel recherchieren Sie, sofern möglich, wie die betreffenden Personen sich selbst bezeichnen und bezeichnet werden möchten.

Neben der Kritik an diskriminierenden und problematischen Termini markiert [sic!] auch sonstige Unstimmigkeiten oder Merkwürdigkeiten im Originaltext. Neben dem Gebrauch von Umgangssprache in wissenschaftlichen Texten zeigt [sic!] grammatische Fehler im Originaltext an. Hierbei ist wichtig, nur grammatische Fehler mit [sic!] zu markieren, die nicht offensichtlich durch ältere Rechtschreibung erklärbar sind. Das bedeutet also, dass hinter dem Wörtchen „daß“, das heute mit doppeltem s geschrieben wird, kein [sic!] steht.

Verweise im Text können je nach Schreibstil in nachgestellten Klammern oder eingebunden im Fließtext angegeben werden. Um Verweise in nachgestellten Klammern anzugeben, benötigen Sie den Nachnamen der zitierten Personen und das Erscheinungsjahr der zitierten Quelle. Dabei stehen Nachname und Jahreszahl durch ein Komma getrennt. Verweise in nachgestellten Klammern stehen vor dem Schlusszeichen eines Satzes: „In Himmelsrand liegt die Inklusionsquote...“ (Xardas, 2016).

Enthalten wörtliche Zitate bereits ein Satzschlusszeichen, so folgt die Klammer nach dem Anführungszeichen, welches das Zitatende signalisiert. Angaben im Fließtext steht üblicherweise die zitierte Person voraus, bevor die Jahreszahl und weitere Angaben in Klammern folgen: Bauer (2016) zeigte, dass die Inklusionsquote in Himmelsrand... Dabei wird der zitierten Person, hier Bauer, eine aktive Rolle zugeschrieben. Bitte beachten Sie das Komma zwischen dem Nachnamen und der Jahreszahl, das erfahrungsgemäß manchmal fehlt.

Ein wichtiger Unterschied zwischen der Klammer- und Fließtextvariante besteht, wenn Quellen eine Autorschenschaft von zwei oder mehr Personen besitzen. Bei der Klammervariante verbindet die Nachnamen ein kaufmännisches Und &, also: (Xardas & Beliar, 2016). Im Gegensatz dazu wird das Und bei Einbindung im Fließtext ausgeschrieben, was beispielsweise so aussieht: „Xardas und Beliar (2016) zeigten“. Bei mehr als 2 Personen, findet nur die erste Person namentlich Erwähnung, während alle weiteren durch das Kürzel „et al.“ (et alii, ae, a = und andere) stellvertretend werden und im Literaturverzeichnis nachschlagbar sind. Aus Xardas, Beliar und Bullco wird somit



Xardas et al. Sollen die Nachnamen der Personen dennoch alle genannt und nicht durch et al. ersetzt werden, was manchmal durchaus begründet ist, trennt alle bis auf die letzten beiden Nachnamen, mit kaufmännischem Und & in der Klammervariante und ausgeschriebenen Und im Fließtext, jeweils ein Komma. Im Gegensatz zu englischen Publikationen steht bei deutschen Publikationen vor dem Und kein Komma.

Bei der Zitation von Monografien und bei wörtlichen Zitaten muss stets auch die exakte Seitenangabe zur Quelle mit angegeben werden. Diese wird in der Regel hinter der Jahreszahl nach einem Komma eingefügt. Dabei kündigt die Abkürzung „S.“ für Seite die Seitenzahl an. Selbstverständlich ist eine Seitenangabe auch bei anderen Zitaten sinnvoll. Wenn das Zitat auf zwei hintereinanderliegende Seiten Bezug nimmt, wird dies meist mit einem unmittelbar an die Seitenzahl angeschlossenen „f.“ für „folgende“ ausgedrückt. Außerdem können auch zusammenhängende Seitenbereiche durch die erste und letzte Seite verbunden mit einem Bindestrich genannt werden. Die Verweise (Xardas, 2016, S. 33f.) oder Xardas (2016, S. 33-34) stehen also für Seite 33 und 34, (Xardas, 2016, S. 23-45) steht für die Seiten von 23 bis 45. Bei einem Bezug auf mehrere der folgenden Seiten wird „ff.“ für „fortfolgende“ angegeben. Also steht Xardas (2016, S. 23ff.) für die Seiten ab 23 ohne Angabe einer konkreten Grenze. Mehrere Seiten, die jedoch nicht aufeinander folgen, können durch Kommas getrennt angegeben werden: Xardas (2016, S. 4, 9, 44) umfasst die Seiten 4, 9 und 44. Bitte beachten Sie die korrekte Verwendung von Lehrzeichen, die erfahrungsgemäß manchmal nach dem „S.“ fehlen. Achten Sie bitte bei der Angabe von Seitenbereichen (auch im Literaturverzeichnis) auf die Verwendung eines einheitlichen Bindestrichs.

Je nach Quellenart stehen, anstelle der Seitenangaben andere Hinweise, welche dem Beleg des Zitats dienlich sind. Bei Ton- oder Videoaufnahmen kann beispielsweise der Start- und Endzeitpunkt angegeben werden (Xardas, 2021, 4:32-4:59 Min.), bei in Paragraphen verfassten Texten der entsprechende Paragraph (Wittgenstein, 1928, §5, §§ 13-15).

Eine Besonderheit sind sekundäre Zitate, mit denen Quellen nicht anhand der tatsächlichen Quelle, sondern anhand einer weiteren Quelle zitiert werden, die auf die andere Quelle verweist. Sozusagen ist ein sekundäres Zitat ein Zitat im Zitat. Wenn also (Xardas, 2016, S. 93) auf Gomez (1932, S. 3) verweist und Gomez (1932, S. 3) zitiert werden soll, kann dies mit (Gomez, 1932, S. 3 zit. n. Xardas, 2016, S. 93), also Gomez, 1932, S. 3 zitiert nach Xardas, 2016, S. 93 verdeutlicht werden. In diesem Fall müssen beide Quellen im Literaturverzeichnis aufgeführt werden. Nutzen Sie sekundäre Zitate bestenfalls nur, wenn die tatsächliche Publikation, in diesem Fall also (Gomez, 1932), nicht vorliegt oder nicht zugänglich ist. Schlechte wissenschaftliche Praxis wäre es außerdem, Gomez (1932, S. 3) einfach direkt zu zitieren, ohne dass die tatsächliche Quelle vorliegt. Zu unterscheiden davon sind die Gedanken und Aussagen, die in mehreren Quellen gleichermaßen und ggf. ohne gegenseitigen Bezug vorkommen. Diese werden in Klammern durch Strichpunkte getrennt angegeben (Xardas, 2001; Diego, 1928, S. 34). Sofern die Quellen nur beispielhaft genannt werden, kann dies auch durch ein vorgestelltes z. B., also zum Beispiel, in der Klammer ausgedrückt werden (z.B. Xardas, 2001; Diego, 1928, S. 34).



Eine etwas unschöne und daher sparsam einzusetzende und dennoch manchmal nützliche Variante ist die zusammenfassende Zitation. Fast also ein Xardas (2016) mehrere Quellen vergleichend zusammen, kann darauf beispielsweise mit „Wie Xardas (2016) mit Verweis auf mehrere Quellen zusammenfasst, ...“ verwiesen werden.

Schwierig zeigt sich der Umgang mit dem Kürzel „vgl.“, das für „vergleiche“ steht und offenbar ganz unterschiedliche Bedeutungen einnimmt. Eine Verwendung von „vgl.“ erscheint dann sinnvoll, wenn es im tatsächlichen Wortsinn verwendet wird. Demgemäß scheint „vgl.“ vor allem als Verweis auf einen ähnlichen aber nicht den gleichen fremden Gedankengang, auf Beispiele an anderer Stelle oder auf weiterführende Erklärungen nützlich.

Ein wichtiger letzter Punkt ist die Absatzzitation, die leider häufig in Studienarbeiten zu finden ist. Dabei wird ein fremder Gedankengang in einem Absatz in mehreren Sätzen in eigene Sprache übersetzt und am Ende des Absatzes auf die Quelle hingewiesen. In einer wissenschaftlichen Arbeit muss stets erkennbar sein, wessen Gedankengang gerade gelesen wird. Da in der Regel linear gelesen wird, muss der Verweis stets am Ende des ersten Satzes und nicht am Ende eines Absatzes stehen, der mit diesem ersten Satz beginnt. Wenn der Verweis am Ende des ersten Satzes steht und für die folgenden Sätze auch nur der geringste Zweifel besteht, dass diese ebenfalls aus der verwiesenen Quelle stammen, muss auch hier das fremde Gedankengut markiert werden. Dies kann durch einen erneuten Verweis geschehen, der dann meist mit (ebd.) für ebenda ggf. auch mit einem Verweis auf eine andere Seite (ebd., S. 14) abgekürzt wird. Allerdings ist das Kürzel „ebd.“ inzwischen durchaus antiquiert zu bewerten, weshalb stets der ganze Verweis angeführt werden sollte. Davon abgesehen erweist sich das Kürze „ebd.“ als durchaus Barriere, da immer der vorangehende Verweis aufgefunden werden muss, was beispielsweise mit einem Screen Reader komplex sein kann. Eine weitere Möglichkeit besteht darin, mit dem Konjunktiv deutlich zu machen, dass zitiert wird: „Dies sei vor allem in der letzten Dekade...“. Möglich ist auch die Verwendung einer expliziten Erklärung: „Der folgende Absatz baut auf die Ausführungen von Xardas (2012, S. 43ff.) auf und gibt diese zusammenfassend wieder.“

4.2 Literaturverzeichnis

Für alle Verweise im Text muss ein Vermerk im Literaturverzeichnis eingefügt werden. Auf der anderen Seite sollten keine Einträge im Literaturverzeichnis stehen, auf die nicht im Text verwiesen wird. Meist deuten solche Verweise auf Plagiate und fehlende Sorgfalt hin. Klassische Beispiele sind inspirierende Bücher mit klarem Bezug zum Thema, die gelesen und in den eigenen Zugang zum Thema integriert wurden, die aber nirgendwo konkret zitiert werden. Außerdem deuten solche unverbundenen Einträge auf das Kopieren oder Wiederverwenden von Literaturverzeichnissen hin. Im besten Fall entstehen unverbundene Einträge durch Kürzungen im Text nach denen die Bereinigung des Literaturverzeichnisses vergessen wurde.

Diskutiert wird, ob im Literaturverzeichnis Vornamen mit den Initialen abgekürzt oder ausgeschreiben wiedergegen werden sollen. Für die die Abkürzungen spricht die Papierersparnis und die Tatsache, dass die Vornamen nicht immer einfach



herauszufinden sind. Für die Verwendung ausgeschriebener Vornamen spricht, dass dadurch die Forschungsleistung von Frauen nicht durch die häufig als männlich empfundene Forschungslandschaft maskiert wird. Diese Behauptung könnte z.B. mit Blick auf die wissenschaftlichen Nobelpreis-„träger“ der vergangenen Jahrzehnte diskutiert werden.

Die Formatierung des Literaturverzeichnisses folgt einem exakten Zitationsstil und erfordert akribische Sorgfalt. Mit einem tadellosen Literaturverzeichnis können Sie vergleichsweise einfach einen sehr guten ersten Eindruck bei der begutachtenden Person machen. Die Formatierung der Einträge unterscheidet sich nach Quellenart und soll im Folgenden beispielhaft erläutert werden.

Bei Büchern (Monographien, Lehrbücher etc.) ergibt sich folgende Struktur: <Autorenschaft> (<Jahr>). <Buchtitel> (<Auflage>). <Verlag>: Gebhardt, M. (2013). *Integration und schulische Leistungen in Grazer Sekundarstufenklassen. Eine explorative empirische Pilotstudie*. LIT Verlag. Der Buchtitel wird kursiv abgebildet. Nach wie vor wird häufig der Verlagsort vor den Verlag, getrennt durch einen Doppelpunkt, geschrieben. Dieses Relikt, das vermutlich seinen Sinn darin erfüllte, anzugeben nach welchem Telefonbuch gegriffen werden musste, beginnt sehr langsam zu verschwinden. Wenn inzwischen mehrfach verlegte Werke von Personen zitiert werden, die offenkundig schon seit längerer Zeit verstorben sind, kann dies bei der Jahresangabe verdeutlicht werden, was dann auch auf den Verweis im Text durchschlägt (Kant, 1789/2018, Sek. III S. 34).

Am mühsamsten sind sicher Kapitel aus Herausgeberwerken (Sammelbänden) zu zitieren: <Autorenschaft des Kapitels> (<Jahr>). Titel des Kapitels. In <Herausgeberschaft des Buches> (Hrsg.), <Titel des Herausgeberwerkes> (<Auflage>, <Seitenbereich>). <Verlag>: Sälzer, C., Gebhardt, M., Müller, K. & Pauly, E. (2015). Der Prozess der Feststellung sonderpädagogischen Förderbedarfs in Deutschland. In P. Stanat, H. A. Pant, C. Gresch, M. Prenzel & P. Kuhl (Hrsg.), *Inklusion von Schülerinnen und Schülern mit sonderpädagogischem Förderbedarf in Schulleistungserhebungen. Forschungsstand, Herausforderungen und Perspektiven* (S. 129-153). Springer. Kurioserweise werden bei der Autorenschaft des Kapitels die Nachnamen vorangestellt, während bei der Autorenschaft des Herausgeberwerks die Vornamen (Initialen) vorangestellt sind. Hier wird der Buchtitel kursiv geschrieben.

Artikel aus Fachzeitschriften werden gemäß folgender Struktur ins Literaturverzeichnis aufgenommen: <Autorenschaft> (<Jahr>). <Titel des Artikels>. <Zeitschrift>, <Band>(<Heft>), <Seitenbereich> Schurig, M. & Gebhardt, M. (2020). Schule, Ganztage inklusiv? *Zeitschrift für Heilpädagogik* 71(7), 328-338. Kursiv wird hier der Name der Zeitschrift sowie der Band geschrieben. Häufig wird das „S.“ für die Einleitung des Seitenbereichs weggelassen, was leider überhaupt nicht logisch erscheint. Auch wäre wohl die Verwendung eines „In“ wie bei Buchkapiteln konsistent und logisch.

Internetquellen werden wie folgt angegeben: <Autorenschaft> (<Jahr>). <Titel des Artikels oder des Inhalts der Webseite>. <Name der Website>. <Abrufdatum>, URL: Erichsen, C., Marinelli, L. & Hayali, D. (2020). *Inklusion im Internet: So werden Social-Media-Inhalte barrierefrei*. t3n. Abruf am 10.05.2021,



<https://t3n.de/magazin/inklusion-im-internet-so-werden-249553/> Eine andere Variante wäre die Angabe des Abrufdatums hinter der Quellenangabe in eckigen Klammern, die jedoch nicht APA konform ist.

Unabhängig von der Art der Quelle sollte geprüft werden, ob für die zitierte Quelle ein Digital Object Identifier (DOI) verfügbar ist. Falls ja, sollte der DOI als Nummer oder als Link am Ende der Literaturangabe im Literaturverzeichnis eingefügt werden. Die Angabe kann dabei mit oder ohne die vorangestellte Angabe von „<http://doi.org/>“ erfolgen: 328-338. 10.5283/epub.43462 oder <http://doi.org/10.5283/epub.43462>. Im Ergebnis sieht das dann so aus: Schurig, M. & Gebhardt, M. (2020). Schule, Ganztage inklusiv? *Zeitschrift für Heilpädagogik* 71(7), 328-338. 10.5283/epub.43462.

Für weitere Quellenarten sei an dieser Stelle auf die unzähligen Literaturverzeichnisse verwiesen, die als praktisches Beispiel dienen und viele Varianten aufzeigen. Entscheidend ist und bleibt, dass eindeutig nachvollzogen werden kann, aus welcher Quelle das Zitat stammt. Sollten Sie also Zweifel haben, sorgen Sie durch weitere Angaben dafür, dass kein Zweifel bleibt. Bezüglich der Formatierung bleibt weiterhin entscheidend, dass sowohl die Verweise im Text als auch das Literaturverzeichnis einheitlich gestaltet sind.

5 Schreiben

Im letzten Abschnitt soll es nun um das Schreiben selbst gehen. Schreiben erfordert Mühe. Während Forschende an manchen Tagen stundenlang vor einem letztlich leeren Blatt verbringen, können Sie an anderen Tagen ganz plötzlich einfach drauf los schreiben und mehrere Seiten füllen. Alle Schreibenden haben eigene Strategien um diese Mühe einzufangen, die manchmal besser und manchmal schlechter funktionieren. Das gilt auch für den folgenden Tipp: Wenn sich eine Schreibblockade einstellt, kann es sinnvoll sein, sich z.B. 3 feste Slots von 20 Minuten pro Tag einzurichten, die ohne Ablenkung vor dem zu beschreibenden Blatt verbracht werden. Stellt sich auch nach 20 Minuten kein Schreibfluss ein, wird das Schreiben auf den nächsten Slot verschoben. Eine weitere Methode ist die bereits beschriebene dynamische Gliederung. Dieses Vorgehen bietet den weiteren Vorteil, immer wieder an anderen Punkten mit dem Schreiben ansetzen zu können. Denn vor allem bei linearen Schreibzyklen stellen sich oft Schreibblockaden und Sackgassen ein.

Beim wissenschaftlichen Schreiben selbst kommt es vor allem darauf an, dass nur belegbare Aussagen niedergeschrieben werden. Als belegbar gelten Aussagen aus zitierter Literatur, eigene Ergebnisse oder auch logische Schlussfolgerungen als Teil der eigenen wissenschaftlichen Leistung. Selbstverständlich muss auch die Beschreibung des methodischen Vorgehens an die bestehende Literatur angebunden werden, wenn auf bekannte und anerkannte Methoden zurückgegriffen wird. Geäußerte Vermutungen sind bis zu einem bestimmten Maß zulässig, wenn diese als Vermutung gekennzeichnet sind und der Sache nach begründet sind. Vermieden werden sollten Quantoren und Wertungen wie „die meisten ...“, „ist schwieriger als ...“ usw. da diese ohne Beleg zur Behauptung werden.



Wissenschaftliche Arbeiten sollten in Fachsprache verfasst sein. Das Schreiben dient dem Ziel, dass die lesende Person den Text verstehen und nachvollziehen kann. Dabei sollen möglichst kurze und verständliche Sätze verwendet werden. Das gelingt erfahrungsgemäß nicht immer. In diesem Zusammenhang sind Wiederholungen, entgegengesetzt der teilweise vorherrschenden Meinung, ganz selbstverständlich erlaubt und die Notwendigkeit der Verwendung von Synonymen besteht definitiv nicht. Begriffe sollen definiert und konsistent verwendet werden. Im überschaubaren Umfang kann auch Bildungssprache verwendet werden, um dem Text eine bestimmte Eleganz einzuhauchen. Unangebracht ist hingegen Alltagssprache. Weiterhin versteht sich von selbst, dass Werbung oder Parteilichkeit in wissenschaftlichen Arbeiten unangebracht ist und entsprechende Einwürfe explizit als solche zu kennzeichnen sind.

Es liegt an der forschenden Person zu entscheiden, wie „inklusiv“ oder „gendergerecht“ die verwendete Sprache ist und ob beispielsweise von behinderten Personen oder Personen mit Behinderung geschrieben wird. Das Ziel der Verwendung einer „inklusive“ Sprache besteht nicht darin, die Ungerechtigkeit der sozialen Wirklichkeit durch Neutralisierung zum Verschwinden zu bringen (Alegre, 2019, S. 9). Das Ziel soll sein, die Ungerechtigkeit, die sich in der Lebenswirklichkeit mancher Menschen breitmacht, sichtbar werden zu lassen. Definitiv nicht angebracht sind Substantivierungen von behindernden Eigenschaften. Beispielhaft hierfür sind Bezeichnungen wie „der Blinde“, „die Rollstuhlfahrerin“, „die Geistigbehinderten“ oder „das Schädelhirntrauma auf der 4“ endet. Lassen Sie das und sorgen Sie dafür, dass es auch andere lassen!

Schließlich sei noch auf die in den letzten Jahren immer wieder geführte Diskussion zur Barrierefreiheit von Gender-Sternchen, -Unterstrichen oder -Doppelpunkten verwiesen. Abhängig vom verwendeten Zeichen kann es tatsächlich beim Einsatz von Screen Readern durch sehbeeinträchtigte Personen zu störenden Ausspracheeffekten kommen, was immer wieder als Barriere beschrieben wurde. Die aufkommende Frage, warum dies ein Entscheidungskriterium darstellen sollte, kann mit der Aussage, dass in einer inklusiven Gesellschaft selbstverständlich auch eine sehbeeinträchtigte Person das Recht von solchen Textbrüchen gestört und genervt zu werden, beantwortet werden.

Beim Anfertigen wissenschaftlicher Arbeiten fällt der grammatikalischen und orthografischen Fehlerkorrektur am Ende des Schreibprozesses eine wichtige Rolle zu. Da das Korrekturlesen zuletzt ansteht, wird es von vielen Studierenden als besonders mühsam empfunden, obwohl solche Fehler in ihrer Objektivität grundsätzlich einfach erkannt und behoben werden können. Wird immer wieder der gleiche Text gelesen, so nimmt unsere Fähigkeit der Fehlererkennung innerhalb eines Textes ab. Für das Textverständnis nicht relevante orthografische Fehler und Buchstabendreher werden im Lesefluss kognitiv ignoriert, grammatikalische Fehler häufig geglättet und anstelle der Satzstellungsfehler kommt bei uns das an, was wir eigentlich lesen wollten (Interpolationsneigung). Trotz dessen, dass diese Fähigkeiten eine großartige Leistung unseres Gehirns sind, erschweren diese das Korrekturlesen erheblich.

Aufgrund dessen sind Korrekturfunktionen unterschiedlicher Textverarbeitungssysteme sind der erste Schritt. Dennoch übersehen diese oftmals Fehler bei zusammengesetzten



Worten, in Fachbegriffen, an Wortendungen oder innerhalb der Satzstellung. Aus diesen Gründen sollte die Arbeit auch von einer anderen, möglichst fachfremden Person gelesen werden, die in der Regel den wesentlichen Teil der Fehler finden wird. Kritisch sind jedoch weiterhin Fehler, die auch beim fachfremden Lesen geglättet oder kognitiv korrigiert werden. Ein typisches Beispiel ist das Wort „sehbeeinträchtigte Person“.

Die Suche nach solchen Fehlern kann durch den Einsatz einer Text-To-Speech Funktion mit Sprachausgabe erleichtert werden, mit der der Text akustisch vorgelesen wird. Der Vorteil besteht darin, dass dieses technische System keine Interpolationsneigung hat. Aufgrund dessen, wird nur das tatsächlich Geschriebene vorgelesen. Text-To-Speech Systeme mit Sprachausgaben sind inzwischen in vielen unterschiedlichen Varianten kostenlos verfügbar und lassen sich mithilfe einer Suchmaschine einfach finden.

Abschließend sei noch betont, dass wissenschaftliche Studienarbeiten im Studium möglichst positiv formuliert sein sollten. Eine stichhaltige Kritik der sozialen Wirklichkeit schafft beim Schreiben häufig Katharsis und erfreut natürlich auch einen Teil der Menschen. Auf der anderen Seite dienen Studienarbeiten vor allem der Übung und als didaktisches Instrument zum Erlernen des wissenschaftlichen Arbeitens. Vor diesem Hintergrund müssen Studienarbeiten so geschrieben sein, dass sie danach in den untersuchten oder beteiligten Einrichtungen auch weiterhin eine Anstellung finden würden.

6 Literaturverzeichnis

Misoch, S. (2019). *Qualitative Interviews*. Berlin: Walter de Gruyter GmbH.

Moser, V. & Sassa, A. (2008). *Theorien der Behindertenpädagogik*. München: Ernst Reinhardt Verlag.

Schomaker, C. & Ricking, H. (2012). *Sonderpädagogik in Modulen Bd. 2, Teil 1: Grundlagen*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.